

TRAUM

Petra Gehring

UND

Zur Geschichte
einer Unterscheidung

WIRKLICHKEIT



campus

Traum und Wirklichkeit

Petra Gebring ist Professorin für Theoretische Philosophie an der Technischen Universität Darmstadt. Bei Campus erschienen von ihr *Foucault – Die Philosophie im Archiv* (2004) und *Was ist Biomacht?* (2007).

Petra Gehring

Traum und Wirklichkeit

Zur Geschichte einer Unterscheidung

Campus Verlag
Frankfurt/New York

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-593-38735-2

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2008 Campus Verlag GmbH, Frankfurt/Main

Umschlaggestaltung: Guido Klütsch, Köln

Umschlagmotiv: © iStockphoto. www.istockphoto.com

Satz: Marion Jordan, Frankfurt am Main

Druck und Bindung: Druckpartner Rübemann, Hemsbach

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier.

Printed in Germany

Besuchen Sie uns im Internet: www.campus.de

Inhalt

Vorwort.....	7
Einleitung.....	10
1 Antike.....	17
<i>In welcher Welt? 18 – Eine Physik der Traumerfahrung 22 – Traumtheorie und Traumgebrauch 28 – Traum und Wachwirklichkeit mit Artemidor 31 – Erfahrungsordnungen im Plural 38</i>	
2 Mittelalter.....	41
<i>Götter oder Gott? 42 – Augustinus: Finstere und heilvolle Ursprünge des Traums 47– Zwischen Natur und Kontrolle 51 – Der Stellenwert der Traumzeichen in der kosmischen Ordnung 53 – Die Renaissance des Traums 56</i>	
3 Neuzeit.....	59
<i>Bloße Täuschungen der Vernunft 60 – Die Welt ist kein Traum 64 – Denken im Schlaf? 68 – Wäre die Welt geträumt, so wäre sie doch wahr 71 – Lehrreiche Verwechslungen 77 – Der Philosoph und sein Traum 81</i>	
4 Aufklärung.....	84
<i>Diagnosen, Träumereien 85 – Der Schlaf der reinen Vernunft 92 – Physiologie oder mehr? 96 – Keine Verwechslungsgefahr 101</i>	
5 Romantik.....	105
<i>Alles Begeisternde trägt die Farbe der Nacht 108 – Fragment und Traum 114 – Symmetrische Polaritäten, Steigerung oder Versinken des Denkens? 118 – Romantische Anthropologien 128 – Die politische Ironie des Traums 121</i>	

6	Neunzehnhundert	132
	<i>Seelenkräfte, Bilder, Begierden 133 – Weiße und graue Gehirnssubstanz 137 – Regie des Willens 140 – Der Auftritt der Psychoanalyse 144 – Eine Traumwissenschaft 148 – Traumdeutung als Methode 154 – Freuds Topologie 162 – Zur Bauweise von Träumen 168</i>	
7	Nach Freud	173
	<i>Das Problem der Realität der Psychoanalyse 175 – Macht die Behandlung die Beziehung und den Traum? 180 – Der Traum als Rebell 186 – Kritik der psychoanalytischen Konstellation 194</i>	
8	Heute	200
	<i>Existenzieller Ausdruck 201 – Imaginäre Welt 208 – Offene Fragen: Unfertigkeit, Bildlichkeit, Entgleiten 211 – Daten aus dem Schlaflabor 221 – Klarträume und andere Faszinosa 225 – Neuroforschung des Traums 230 – Zurück zur Differenz? 234</i>	
	Schluss	238
	Nachwort	252
	Anmerkungen	255
	Literatur	262
	Namensregister	276
	Sach- und Begriffsregister	279

Vorwort

»Als Gregor Samsa eines Morgens
aus unruhigen Träumen erwachte«¹

In den großen Panoramen des Denkens wird man das Träumen allenfalls als eine unscheinbare Nebensache abgebildet finden. Es gibt nur wenige ausgearbeitete Theorien des Traums – und breitet man die Resultate des Nachdenkens über das Phänomen des Träumens vor sich aus, so steht vieles mehr oder weniger unentschieden nebeneinander. Historische Entwicklungen sind auf den ersten Blick kaum erkennbar. Warum träumen wir und nicht vielmehr nicht? Schon in der griechischen Antike gibt es verschiedene Erklärungen für die rätselhaften nächtlichen Erscheinungen. Das Träumen ist gesund, es ist eine Art Ausgleich, es kann aber auch Krankheiten anzeigen. Oder: Der Traum ist so etwas wie ein Nachklang vom Tage. Dabei ist es nicht unmöglich, dass er auch reale, vielleicht sogar visionäre Elemente enthält. Vielleicht ist das Träumen aber auch schlicht eine Laune der Natur und es hat eigentlich gar keine Funktion? Moderne Erklärungen schwanken zwischen denselben Alternativen und Überlegungen zur »Funktion« des Träumens erscheinen ähnlich heterogen, wie man es seinerzeit schon sah.

Das statische Bild der Sache – der Traum als ewig Menschliches – und auch die Randständigkeit des Themas können hellhörig machen. So hat der Philosoph Walter Seitter nicht nur eine Vernachlässigung der Dimension der Traumerfahrung, sondern ein Fehlen überhaupt der Nacht und des Schlafes in der Philosophie diagnostiziert.² Gibt es also eine Art Traumvergessenheit in der europäischen Denktradition? Oder vorsichtiger gefragt: Wie steht es um diese merkwürdige andere Dimension, um diese »Nachtseite« unseres Bewusstseins?

1 Kafka 1915, S. 57.

2 Seitter 1999, S. 10; vgl. inzwischen aus kulturgeschichtlicher Sicht Bronfen 2008.

Traditionell gehört das Thema in die lebenskundlichen Handbücher und in die Ethik des guten Lebens – also in das Reich von Fragen wie: Ist das Träumen für mich gut oder schlecht? Was »sagt« ein Traum mir? Wie gehe ich mit meinen Träumen um? In der Neuzeit taucht das Traumproblem dann hin und wieder in der theoretischen Philosophie, in erkenntnistheoretischen Zusammenhängen auf – etwa bei Descartes. Allerdings ist auch dann meist nur kurz vom Träumen die Rede, und zwar als Beispiel für das, worum es in der Philosophie gerade *nicht* zu gehen hat. Um den bloßen Schein, um das Reich der unwirklichen Erscheinungen. Denn diese sind im Zweifel verkehrt.

So kann man die Diagnose womöglich schärfer stellen: Der Traum ist nicht nur eine Nebensache, die liegenblieb. Er gehört vielmehr auf die Seite dessen, wogegen sich das wissenschaftliche Denken aktiv wendet: Der Traum ist eine Schwester der Illusion, ein Bruder des phantastischen Scheins, ein Vater des Irrtums. Das Träumen wird von der methodischen Vernunft bekämpft. Es steht für diejenige Sphäre, von der sich der klare Gedanke gerade zu lösen hat und von der sich eine Philosophie des »Bewusstseins« auf der Suche nach der »wahren« Sicht der Dinge systematisch abgrenzt. Das *Grimmsche Wörterbuch* führt das deutsche Wort »Traum« u. a. auf die indogermanische Sprachwurzel **dreugh* zurück, und diese bedeutet auch: »zu schaden suchen«, »lügen«, »betrügen« (Grimm/Grimm 1935, Sp. 1437). Der Traum wäre demnach trügerisch. Er gehörte auf die Seite der Gefahren für die Wahrheit. Er bedrohte die das Wahre, Rechte und Gute erkennende Vernunft.

Hat die rationalistische Denktradition sich also seit der Antike mehr und mehr von der eigenartigen Erfahrung des Träumens abgewandt? Hat die Aufklärung – mitsamt der Ethik des guten Lebens – den Traum aktiv »verdrängt«? Eine solche Marginalisierungsgeschichte des Träumens liefe schief. Sie sähe zum einen an den Künsten vorbei, in denen das Träumen ein beliebtes *objet* ist – und zwar gerade im Zeitalter der Vernunft. Hat der Traum in Neuzeit und Aufklärung den Raum der Realität verlassen, dann betritt er – so scheint es – eben in dieser Zeit umso entschiedener die Bühne der literarischen Fiktion. Der Traum vermittelt Gegenwelten, er ist das Ungeschlachte, das Nichterwachsene, das Wilde, der Witz: Eine schöne, vielleicht sogar geniale Form der Unvernunft – oder eine finstere: als Alptraum.

Eine Marginalisierungsgeschichte des Traumes müsste zum anderen die Romantik ignorieren und die Wissenschaften der Moderne, die sich auf das Dunkle und Undenkbare richten. Das Denken des 19. und 20. Jahrhunderts entwickelt ein geradezu unbezähmbares Interesse an der Latenz. Neue empirische Wissenschaften – Psychologie, Soziologie, Ethnologie – begeben sich in dieser Zeit ausdrücklich auf die Spuren des Verborgenen in unserer Kultur und im Inneren des Menschen. Der Schlaf, der Rausch, der Wahn, die Angst, das Vergessen werden verwissenschaftlicht – und so hat die Wissenschaft der Moderne auch ein großes Interesse am Traum. Mit der Psychoanalyse formt sich eine regelrechte Wissenschaft des Traumes heraus. Und seit dem 19. Jahrhundert gibt es auch so etwas wie eine experimentelle Traumforschung, die mit verhaltenspsychologischen und hirnpfysiologischen Messungen den Traum oder eigentlich das Schlafen untersucht.

Heute ist das Träumen populär. Nicht zuletzt angesichts der spielerischen audiovisuellen Potentiale neuer synthetischer Medien, herrscht ein fröhliches Durcheinander der Aussagen und Bilder – vom indianischen Sinnspruch über Meldungen zum »Stoff«, aus dem die Träume seien (Kraft/Klösch 2004) oder dazu, wie Gefühle zu Träumen werden (Saum-Aldehoff 2008), bis hin zu Ratgebern, »wie wir Träume fürs Leben nutzen« (Klasmann 2004). Franz Kafkas Erzählung *Die Verwandlung*, die mit dem berühmten Satz beginnt: »Als Gregor Samsa eines Morgens aus unruhigen Träumen erwachte, fand er sich in seinem Bett zu einem ungeheueren Ungeziefer verwandelt«, darf als Klassiker der Moderne gelten und ist im Internet als kostenloses Hörbuch erhältlich.³ Und gebe ich »Träume« in die Suchmaschine des Buchanbieters ein, so erhalte ich eine schwer übersehbare Mischung von Titeln, die alle irgendwo zwischen Information und Unterhaltung angesiedelt sind.

Gibt es also ein Wissen über das Träumen? In der Verlegenheit, etwas über sich selbst und die eigene Gegenwart zu sagen, spricht die Wissenschaft gern in der ersten Person Plural. Ich frage daher: Haben »wir« für den Traum eine Theorie?

3 Vgl. <http://www.theateraufcd.de/Verwandlung.aspx> [Juni 2008]

Einleitung

»Une nouvelle forme du savoir
qui retrouve sa communauté d'origine avec le rêve!«¹

Der Traum ist ein unmöglicher Gegenstand. Er fasziniert das Denken, erscheint zugleich aber als zutiefst wissenschaftsfremd, als etwas Andersartiges, eine verworrene Form. Das zwingt die Theoriebildung zu großer Distanz. Wie den Status der Traumerfahrung, der Trauminhalte und den Sinn oder auch das Warum des Träumens denken? Sind Traumphänomene sinnlos? Besagen oder bedeuten sie doch etwas? Handelt es sich bei dem Faktum, dass wir träumen, um etwas »ewig Menschliches« – wie der Tod, die Liebe und der Krieg? Gilt dasselbe für die Trauminhalte? Und was wäre das überhaupt: »der« Traum? In welchem Sinne handelt es sich um einen einheitlichen Gegenstand? Schließlich sind Träume ja doch radikal an das private Erleben gebunden. Was von ihnen ist also wirklich – genauer: was von ihnen wäre *als* wirklich – diskutierbar?

In der frühesten Zeit, in der Anstrengungen aktenkundig werden, mit den Mitteln der Theoriebildung »wahres« Wissen über die Welt zu gewinnen – in der Antike nämlich –, ist das Phänomen des Träumens jedenfalls schon da. Altgriechische Texte erörtern Herkunft, Beschaffenheit und Nutzen der Träume. Seither gibt es nicht nur eine Fülle von populären Traumgeschichten sowie traumdeutungstechnische Ratgeberliteratur. Sondern es gibt auch Traumwissenschaft: Traumtheorien und eine Traumforschung, die sich als theoriegeleitete Forschung versteht.

Das 20. Jahrhundert ist – nicht nur, aber auch in der Nachfolge von Freuds Psychoanalyse – ein besonders traumfreudiges Jahrhundert gewesen. Und für das beginnende 21. Jahrhundert zeichnet sich ebenfalls

1 »Eine neue Form des Wissens, die ihre Herkunftsgemeinschaft mit dem Traum wiederfindet«, Foucault 1963, frz. S. 231; dt. S. 317 [deutsche Übersetzung leicht verändert, PG].

ein lebhaftes Interesse am Phänomen des Träumens ab. Nun sind es die empirische Schlafforschung und die Neuroforschung, die sich um Erklärungsmodelle bemühen. Dennoch sprechen experimentell arbeitende Forscher von der Traumfunktion als einem »Buch mit sieben Siegeln« (Schredl 2006, S. 67). Der Traum scheint hartnäckig rätselhaft zu bleiben. Aus Sicht der Philosophie überrascht das nicht, bedenkt man die besonderen erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Probleme, die das Objekt ›Traum‹ mit sich bringt. Wir befinden uns ja nun einmal in der Wachwirklichkeit, wenn wir Traumforschung betreiben. Wie sollte da aber der Traumzustand – dieses geheimnisvolle andere Gegenüber des Wirklichen – in seinem Sosein greifbar werden? Schlimmer noch: Vernunft ist Wachvernunft, und auch Erfahrung ist seriös nur Wacherfahrung, sie muss also selbst gesicherte, »wirkliche« Erkenntnis sein. Gehen wir aber davon aus, dass unser Erkennen eine bzw. »die« Wirklichkeit erreicht, so haben wir die Unterscheidung von Traum und Wachwirklichkeit schon verwendet. Wir unterstellen sie schon. Methodisch steckt das wissenschaftliche Nachdenken über Träume von daher in einem Zirkel. Dieser Zirkel ähnelt dem viel diskutierten Gegensatz von Vernunft und Unvernunft – den Wissenschaft auch schon schlecht kontrollieren kann. Wie erklärt eine Vernunftdefinition die Vernünftigkeit ihrer selbst? Und wie kann sich Wissenschaft qua Wissenschaftlichkeit als vernünftig erweisen? Dergleichen sind traditionelle Fragen der Philosophie. Der Zirkel im Problem des Traumes betrifft jedoch eine dem Vernunftkriterium und auch der Frage nach der Wissenschaftlichkeit noch voraus liegende, eine abgründigere Differenz. Es ist diejenige zwischen der Wachwirklichkeit und demjenigen, was – noch vor jeder Vernunft- oder Wissenschaftlichkeitsfrage – gar nicht erst »wirklich« ist. Kann etwas Unwirkliches überhaupt existieren? Wie über radikal Unwirkliches reden? Die Frage nach dem Sosein des Traumes trägt ganz offenkundig die sehr besondere Frage nach dem Sinnorganisationsprinzip »Wirklichkeit« in sich. Und damit beginnt meine eigentliche Einführung ins Thema.

Was ich hier vorschlagen und erproben möchte, ist ein Wechsel der Perspektive. Gegenstand dieses Buches ist nicht der Traum, sondern *das Verhältnis* von Traum und Wirklichkeit. Es wird also nicht nach »dem« Traum als solchem gefragt, wie fast die gesamte Literatur zum Thema Traum es tut. Vielmehr rückt die Differenz zwischen Traum und

Wachwirklichkeit in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Wenn es da – so lautet die Frage – diese elementare Unterscheidung einer Ordnung des Träumens und einer Ordnung des Wachwirklichen gibt: Wie wurde dann das Träumen *in seinem Verhältnis* zu dem, was als ganze »Welt« des Nicht-Träumens gelten soll, in den wechselnden Epochen des europäischen Wissens gedacht? Gibt es historische Formen, gibt es einen Wandel, gibt es eine Herkunftsgeschichte und womöglich eine *Entstehung* dieser vermeintlich so selbstverständlichen Unterscheidung von Traum und Wachwirklichkeit? Dem so umrissenen Problemfeld gehen die folgenden acht Kapitel nach.

Einige Sätze zur Vorgehensweise

Die genannten Arbeitsfragen nach dem Verhältnis von Traum und Wirklichkeit sind nicht als psychologische, kulturhistorische oder kulturübergreifend »anthropologische« Fragen gestellt. Genauso wenig sollen sie als »ideengeschichtliche« Fragen behandelt werden. Dies muss ausdrücklich gesagt werden, denn das Thema Traum pflegt gewöhnlich unter genau diesen Vorzeichen zu stehen. Menschen- oder sozialwissenschaftliche Empirie geht aber in der Praxis ähnlich naiv mit dem Wirklichkeitsproblem um, wie es interpretierende Textwissenschaften tun. Denn auch die lesenden Wissenschaften bringen ihre eigenen Formen eines unbefragten *Realismus* mit – jedenfalls dann, wenn sie der Tradition »Ideen«, »Gedanken«, »Logiken« oder »Wahrheiten« entnehmen. Eben das aber ist in der Sache von Traum und Wachwirklichkeit fehl am Platz. Wissenschaften, die einen festen Weltglauben in Anschlag bringen, blicken an den grundsätzlichen Herausforderungen des Traumproblems vorbei.

Von daher gehören meine Fragen in die Philosophie – eine denkende Disziplin, die traditionell freier als andere Wissenschaften ins Verwickelte hineingeht und dabei auch vor der prekären Vorläufigkeit lediglich *versuchter* Stimmigkeit keine Angst haben muss. Allerdings läuft es auf einige methodische Vorentscheidungen hinaus, ein philosophisches Buch über Traum und Wachwirklichkeit zu schreiben, das szientifischen Realismus soweit als möglich vermeidet. Es gilt, eine Untersu-

chungsebene zu definieren, und es müssen Grenzen gezogen werden, die man nachvollziehen kann, auch wenn dafür Vorbilder fehlen. Im Folgenden daher einige Bemerkungen zur Vorgehensweise.

Zum einen biete ich keine *Alltagsgeschichte* des Traumes. Ich vernachlässige die Frage, wie in den verschiedenen Epochen, den sozialen Schichten und mutmaßlichen Alltagssituationen mit Träumen praktisch wohl umgegangen wurde – wie ich überhaupt die Frage nach konkreten Traumgehalten zurückstelle und auch die für verschiedene Epochen zum Teil reichhaltige Literatur zur Interpretation je *bestimmter* Träume nicht würdigen kann. Dies hat nicht nur den Grund, dass zum Alltagshandeln vergangener Epochen vielfach die Quellen fehlen und man allenfalls indirekt wissen kann, was Menschen in der Vergangenheit taten. Es hat auch den Grund, dass gerade das Alltagswissen (und auch das individuelle Wissen) über Träume seinen eigenen und von der Welt der Bücher erstaunlich unabhängigen mündlichen Überlieferungsdynamiken folgt. Der sogenannte Volksglaube, nahe beim Alltagshandeln, bildet in der Frage nach dem Wirklichkeitswert der Träume eine Welt für sich. Er wäre ein gesondertes Thema im Thema – und so kommt er hier allenfalls gespiegelt vor. Ich beschränke mich also auf explizite Aussagen über das Träumen und, genauer, auf *Traumtheorien*, also auf Texte, die nicht nur Träume erwähnen oder Träume kommunizieren, sondern die ein Wissen darüber artikulieren, wie das Träumen funktioniert und was ein Traum »ist«.

Zum zweiten betrachte ich lediglich den Bereich des europäischen bzw. etwas diffuser gesprochen »westlichen« Denkens – und auch das ist eine typisch philosophische Restriktion. Für sie gibt es allerdings gleich zwei gute Gründe. Erstens ist der Denkstil, auf wissenschaftliche Weise Was-ist-Fragen zu stellen und in »Wissen« zu überführen, ein Kind der europäischen Tradition. Von »Theorien« des Traums möchte ich daher für fremde Kulturen nicht bruchlos sprechen. Zuviel vom unklaren Eigenen würde dem Fremden übergestülpt, würde der europäische Rahmen der Reflexion aufs Träumen von vornherein entgrenzt. Zweitens gilt Ähnliches für die Frage nach der Traumerfahrung und dem gelebten Verhältnis von Traum und Wachwirklichkeit selbst. Mein Reflex ist es auch hier, die Verallgemeinerung des wahrscheinlich nicht Verallgemeinerbaren zu vermeiden.

Zum dritten fasse ich das, was hier »Traumtheorie« heißen soll, zwar weiter als den Bereich der im engeren Sinne philosophisch-akademischen Theoriebildung. Auch Traumbücher (wie das des Artemidor), religiöse Konfessionen (wie die des Augustin), Lyrik (wie die Hölderlins) und überhaupt die Kunst *reflektieren* bis zu einem gewissen Grade das Verhältnis von Wirklichkeit und Traum und sie werden in den folgenden Kapiteln behandelt. Dennoch spielt der philosophische Kanon in diesem Buch eine überproportional wichtige Rolle. Das gilt es im Auge zu behalten, weil es natürlich Weichen stellt: Ich habe besonders ausgearbeitete, besonders nachdenkliche und für die Theoriebildung ihrer Zeit besonders typische und/oder wichtige »Theorien« des Traumes ausgewählt. Mit dieser Maxime landet man zwangsläufig bei Höhenkamm-Literatur und hält das, was man »Wissen« nennt, nah an den Diskursen der Wissenschaft. Dass diese keineswegs so etwas wie die Fülle des Denkens ihrer Zeit abbilden, halte ich für ausgemacht. Dennoch fehlt mir zur hier gewählten Orientierung am im weiteren Sinne »epistemischen« Wissen eine methodisch überzeugende Alternative.

Schließlich ist es wichtig zu sagen, dass dieses Buch nicht wirklich eine durchgehende *Geschichte* erzählen will. Von der »Geschichte einer Unterscheidung« zu sprechen, heißt nicht, dass die Erzählung eines *einzigsten* wechselvollen Verhältnisses von den Griechen bis heute anzustreben wäre. In der Geschichte des Wissens die Geschichte einer Unterscheidung verfolgen heißt vielmehr, mit einer Vielheit von Einflussgrößen zu rechnen. Dabei geht es um eine möglichst behutsame Weise des Nachdenkens über Bedingungen eines Wandels, der nicht unbedingt »Entwicklung« heißen muss, um darstellbar zu sein. Der Gedanke der Entwicklung unterstellt Selbigkeit und Kontinuität: Ein Etwas entwickelt sich im Laufe der Zeiten – und scheint durch Kräfte, die der Geschichte innewohnen, auf wie immer »sinnvolle« Weise bewegt. Weder die Metapher von der Geschichte als getrieben durch eine Art von »Bewegung« noch die Unterstellung eines Gesamtsinns im Geschichtlichen scheinen mir erforderlich, damit das historische Arbeiten ergiebig sein kann.

Fluchtpunkt: Geschichte der Wirklichkeit

Im Vorwort war bereits von dem eigentümlichen Ineinander der Traumvergessenheit wie auch eines großen Interesses an Traum und Traumforschung die Rede. Es gibt also schon auf der Ebene des Erscheinungsbildes des Gegenstandes gute Gründe, die Geschichte des Wissens um das Träumen nicht einfach als Geschichte einer Sache oder eines Objektes zu sehen – sondern zu fragen, wie eine Grenze zwischen Traum und Wachwirklichkeit überhaupt erst hergestellt wird. Die Geschichte der Grenze lässt sich also als eine Geschichte der Modellierungen des Verhältnisses von Traum und Wirklichkeit lesen. Von daher hat dieses Buch einen weiteren Fluchtpunkt, der nicht verschwiegen werden soll. Ich nehme den Gedanken des Traumes als Verhältnisphänomen noch einmal auf.

Der Traum ist für sich genommen ein Paradox, die eingangs gewählte Formulierung vom unmöglichen Gegenstand ist durchaus wörtlich gemeint. Stellt man sich nicht auf den naiven Standpunkt eines Realismus, der seinen eigenen Ort nicht denken kann, so gehört ein Wirklichkeitsverständnis, von dem her gesehen der Traum »nur« ein Traum ist, zum Begriff und Konzept des Traums hinzu. Gegenstand einer Theorie des Traumes und Gegenstand der historischen Rückversicherung in Sachen Traumtheorie wäre folglich nicht ein Objekt oder eine Sache namens Traum, sondern eben ein Unterscheidungsverhältnis: Es sind die Bedingungen, unter denen etwas als Traum gilt und als »Traum« von etwas, das *nicht* Traum heißt (und sein kann), *unterschieden* wird. Und vielleicht lässt sich diese Problemstellung sogar auf die Frage nach dem zurückwenden, dessen wir uns zumeist mehr oder weniger blindlings als »wirklich« gewiss sind. Im Zuge welcher Vorstellung von dem, was Träume sind (und welchen Stellenwert sie haben), hat sich welches Wirklichkeitsverständnis etabliert? Stellt man die Frage so, dann steckt in der Unterscheidungsgeschichte des Traumes auch ein Stück Geschichte dessen, was es mit der Wirklichkeit auf sich hat.

Sich am Leitfaden der Unterscheidung des Traumes auf die Spuren einer Geschichte der Wirklichkeit zu setzen – das ist allerdings ein abenteuerlicher Gedanke. Es hieße ja nicht allein, davon auszugehen, dass sich »Wirklichkeiten« historisch wandeln. Sondern es hieße, die Möglichkeit in Betracht zu ziehen, dass jene schwer greifbare *Form*, die

wir Wirklichkeit nennen, tatsächlich *als Form* eine Geschichte hat. Und dass es keineswegs so etwas Eindeutiges und Kompaktes – von Traum oder auch Rausch oder Wahn klar Abgetrenntes – namens »Wirklichkeit« gegeben haben muss.

Ein solcher Verdacht gegen die Wirklichkeit als Gewissheitsform ist nicht gänzlich neu. Der Wissenshistoriker Michel Foucault hat die Geschichte der Vernunft untersucht, die sich als neuzeitliche Leitunterscheidung gegen den von ihr selbst erst so titulierten »Wahnsinn« durchsetzt (Foucault 1961). Dass der Traum auf durchaus ähnliche Weise von der Vernunft angesprochen und rationalisiert wird, hat Foucault selbst bemerkt (Foucault 1954). Der Philosoph Hans Blumenberg wiederum hat die andere Seite der Unterscheidung, nämlich die Geschichte und die inneren Grenzen des Wirklichkeitsbegriffs untersucht. Nach Blumenberg ist Wirklichkeit ein »implikatives Prädikat« (Blumenberg 1974, S. 3 f). Das soll heißen: Der Wirklichkeitsbegriff behauptet zwar etwas als real, als zuverlässig gegeben und realistisch möglich. Zugleich aber ist er eine Aktualitätsform. Im offenen Spiel eines Hier und Jetzt erhebt der Wirklichkeitsbegriff Ansprüche, er behauptet seine Geltung – und die Form, in der er dies tut, ist gegenwartsrelativ. »Die« Wirklichkeit wäre demnach einerseits die Ordnung der Gewissheit, der Eindeutigkeit, der Ernsthaftigkeit, der Realität. Aber sie greift andererseits doch ins Offene aus. Sie ist eine diskursabhängige Form, und die Dynamik, der sie gehorcht, kann sich historisch wandeln.

Wirklichkeitstheoretische Fragen sind nicht direkt Thema dieses Buches. Seine Herangehensweise lebt jedoch davon, dass man das Wirklichkeitsproblem zum Beispiel mit den Theoriewerkzeugen von Foucault oder von Blumenberg relativieren, in Bewegung versetzen und gleichsam »historisieren« kann. Es kann auf der Ebene der Prinzipien dessen, was uns als wirklich gilt, einen Formenwandel geben. Man kann nach einem solchen Formenwandel suchen. Und man kann heuristisch mit ihm umgehen. Das wiederum heißt, dass man durchaus versuchen kann, die Geschichte der Unterscheidung von Traum und Wirklichkeit zu erzählen. Das Wasser des Denkens verliert auch hier nicht jegliche Balken.

1 Antike

»Den dieses Erfolgs Überdrüssigen
mag Beherrschung der Wirklichkeit als ein ausgeträumter,
des Träumens nie wert gewesener Traum erscheinen«¹

Man schenkte in der griechischsprachigen Antike dem Träumen ernste Aufmerksamkeit. Wie viel Wissenswertes Träume allerdings enthalten und vor allem wie viel Anstrengung ein vernünftiger Mensch ins Traumverstehen hineinlegen sollte, darüber gingen die Meinungen auseinander. Die Götter schicken die Träume als geflügelte Wesen. Und sie haben dafür gesorgt, dass die wahren unter den Traumgesichten nur schwer zu erkennen sind, das berichten die Mythen. Keineswegs jeder Traum besagt etwas.

»Fremder! Die Träume bilden sich unerklärlich und in nicht unterscheidbarer Form, nicht alle von ihnen erfüllen sich den Menschen«, erklärt Penelope dem Odysseus in Homers *Odyssee*.² Es gebe Träume, die nur vorüberhuschen, und andere Träume, deren Inhalt wahr werde. Der Tragödiendichter Aischylos rückt ebenfalls das Problem der unklaren Bewertungskriterien für die Träume in den Mittelpunkt. Er lässt es den Titanen Prometheus zu seinen Leistungen zählen, die »vielen Arten« der Mantik, der Seherkunst also, geordnet zu haben – und erstmals habe Prometheus auch die wahren Träume von den bedeutungslosen unterschieden.³ Ganz sicher gibt es verschiedene Arten von Träumen, darin sind sich die frühen überlieferten Traumtheorien einig. Manche Traumgesichte sind von Bedeutung – und andere, nämlich die schlicht körperlichen Träume, besagen nicht viel. Das Grundproblem besteht (wie im

1 Blumenberg 1979, S. 9.

2 Homer ca. 700 v. Chr. b, S. 560 f. [19. Gesang] [Übersetzung modifiziert, PG]. Voss übersetzt: »Fremdling, es gibt doch dunkle und unerklärbare Träume / Und nicht alle verkünden der Menschen künftiges Schicksal.«

3 Vgl. Aischylos ca. 460 v. Chr., S. 484–486.

Wachleben) darin, dass Wichtiges von Unwichtigem unterschieden werden muss. Das Traumerleben jedoch ist verworren.

Keine Theorie des Traums, aber ein theoretisch markanter Satz ist von dem Vorsokratiker Heraklit (durch Plotin) überliefert: »Die Wachenden haben eine einzige und gemeinsame Welt, doch im Schlummer wendet sich jeder von dieser ab in seine eigene.«⁴ Dieser Satz mit der Abwendung von der *einen*, im Wachsein teilbaren Welt lässt sich auf unterschiedliche Weise lesen. Eine Möglichkeit besteht darin, die erste Satzhälfte zu betonen und das Wort »Welt« (*kosmos*) als Name für etwas Gemeinschaftliches zu betrachten: Im Schlafen wendet man sich von der gemeinsamen Welt, der gemeinsamen Ordnung weg. Es ist aber ebenso möglich, den Akzent auf die Vielheit und auf den *Weltcharakter* der je einzelnen Erfahrung zu legen: Man wendet sich mit der nächtlichen Erfahrung nicht etwa ins Leere, sondern man wendet sich in seine eigene Welt hinein, einem eigenen Kosmos zu. Im heutigen Wortsinn »irreal« muss an dem gesonderten Nachterleben nichts sein. Kosmos heiße dann weniger gemeinschaftliche als vielmehr: gültige Welt.^[a]⁵

In welcher Welt?

Auch im Schlafen tut sich eine konkrete Fülle von Eindrücken auf, eine *Welt* eigener Ordnung. Schlafend wechseln wir die Welten. Dieser Gedanke enthält eine erkenntnislogische Provokation: In welcher Welt befinde ich mich eigentlich hier und jetzt? Diese Frage kehrt als Argument in der klassischen athenischen Philosophie wieder. In Platons Dialog *Theaitetos* greift Sokrates das potentielle Konkurrenzverhältnis von Traum und Wachbewusstsein auf und bringt es gegen allzu einfache Modelle der Erfahrungswahrheit in Anschlag. Wie kann man überhaupt sicher den Traum vom Nichttraum unterscheiden? Diese Frage bringt Sokrates ins Spiel, als er mit seinem Schüler Theaitetos das Problem dis-

4 Herakleitos o. J., B. 89, S. 171.

5 Buchstaben-Anmerksungszeichen – hier [a] – verweisen auf einige theoretische Erläuterungen, die den Lesefluss stören mögen. Sie können unter »Anmerkungen« am Schluss des Buches nachgelesen werden.

kutiert, ob wir uns auf unsere Sinneswahrnehmung als sicheren Grund der Erkenntnis verlassen können. Die beiden Gesprächspartner gehen den Gedanken durch und kommen rasch überein: Gegenüber jemandem, dem schon die bloße sinnliche Erfahrung als Beweis des Wahren gilt, stellt der Traum einen echten Einwand dar. »Merkest du auch nicht«, fragt Sokrates den Theaitetos, »diesen Einwurf dagegen« – also gegen das Kriterium der Sinneswahrnehmung – »besonders was Wachen und Schlafen betrifft?«

»*Theaitetos*: Welchen doch?

Sokrates: Den du, meine ich, oft gehört haben wirst, wenn man nämlich die Frage aufwirft, was für ein Kennzeichen jemand wohl angeben könnte, wenn einer fragte, jetzt gleich gegenwärtig, ob wir nicht schlafen, und alles, was wir vorstellen, nur träumen, oder ob wir wachen und wachend uns unterreden?

Theaitetos: Und wahrlich, Sokrates, es ist sehr schwierig, durch was für Kennzeichen man es beweisen soll. Denn es folgt ganz genau auf beiden Seiten dasselbe. Denn was wir jetzt gesprochen haben, das könnten wir ebensogut im Traume zu sprechen glauben; und wenn wir im Traume über etwas zu sprechen meinen, so ist ganz wunderbar, wie ähnlich dies jenem ist.

Sokrates: Du siehst also, daß das Bestreiten nicht schwer ist, wenn sogar darüber gestritten werden kann, was Schlaf ist und was Wachen. Und da die Zeit des Schlafens der des Wachens ziemlich gleich ist, und die Seele in jedem von diesen Zuständen behauptet, daß die ihr jedesmal gegenwärtigen Vorstellungen auf alle Weise wahr sind: so behaupten wir eine gleiche Zeit hindurch, einmal, daß das eine, dann wieder, daß das andere wirklich ist, und beharren beidemale gleich fest auf unserer Meinung.

Theaitetos: Allerdings.«⁶

Sokrates wirft hier eine auch für spätere philosophische Traumtheorien zentrale Frage auf: Wie gehen wir damit um, dass wir uns unseres eigenen Wachseins nicht vergewissern können? Es gibt ja keine Ebene oberhalb der Erfahrung, in der wir jeweils gerade stecken. Logisch gesehen existiert also kein Ort, von dem her Traumerleben und Wachwirklichkeit noch einmal objektiv unterscheidbar sind. Was wir jetzt sprechen oder auch denken, könnten wir genauso gut in einem Traum lediglich zu sprechen und zu denken glauben. Ich kann auch das Gespräch mit dem Anderen lediglich träumen – und tatsächlich verbringen wir ja einen

6 Platon ca. 369 v. Chr., 158 a–e.

großen Teil unserer Lebenszeit im Schlaf. Sehen sich nicht also Traum und Wachbewusstsein letztlich auf eigenartig Weise gleich?

Wenig spricht dafür, dass Platon das Fehlen eines Beweiskriteriums in der Frage, in welcher Welt wir uns aktuell gerade befinden, tatsächlich für bedrohlich hält. Das Traumargument hat eher etwas Spielerisches, und es richtet sich gegen die Belastbarkeit der Wahrnehmung ganz allgemein, gerade auch der Wachwahrnehmung. Auch in anderen Dialogen präsentiert Platon seinen Lesern den Sokrates als einen, der zwar wenig von Träumen redet, aber keineswegs den Träumen jeden Geltungswert abspricht. Es gibt solche und solche Träume – davon geht auch Platon aus. Daher ist es vor allem wichtig, die bedeutsamen von den unwichtigen Träumen zu unterscheiden. In der *Politeia* wird empfohlen, sich in besonnener und ruhiger Gemütslage zum Schlafen zu legen, damit in den Träumen keine von den Begierden getriebenen wilden Phantasiebilder auftauchen⁷ – eine durchaus normale praktische Anweisung, denn dass man die Seele mit Reinigungsriten auf das Träumen vorbereiten kann und auch sollte, gehört zum antiken Alltagswissen. Die Einrichtung des Körpers auf einen guten und wohltuenden Schlaf war eine Sache der Diätetik, der Vorstellungen davon, wie man als griechischer Bürger am besten ein körperlich maßvolles Leben führt (Foucault 1984a, S. 125 ff.). Namentlich wenn man von den Göttern einen Traum empfangen will – ein Traumgesicht also, das aussagekräftige Botschaften enthält –, sind Reinigungsrituale geboten. Man lädt Träume zu sich ein.

Im Dialog *Kriton* schließt Sokrates aus einem Traum, dass der Tag seines Todes noch nicht am nächsten Morgen kommen wird. Er berichtet vom Traumgesicht einer weiß gewandeten Frau, die ihn beim Namen genannt und ihm einen Satz zugerufen habe: Er möge am dritten Tag in die Landschaft Phthia gelangen.⁸ Sokrates und Kriton erwägen kurz, dieser Traum sei sonderbar. Sie kommen aber schnell überein: Im Hinblick auf die Frage des Todeszeitpunkts sei er in der Tat deutlich. Auch das spiegelt eine alltagsübliche Praxis wider: Nicht nur das Heraufrufen, sondern die Deutung von Träumen. Träume können sowohl nützliche praktische Aussagen treffen als auch zur Zukunft Hinweise

7 Vgl. Platon ca. 386 v. Chr., 571 b–572 a.

8 Platon ca. 398 v. Chr., 44 a.

enthalten. Namentlich in Gesundheitsfragen konsultierte man neben dem Arzt gern den Gott Asklepios. Die dazu gehörigen Erfordernisse waren ritualisiert: Man schlief in den Heiligtümern des Asklepeios, den sogenannten Asklepieien, und provozierte so Träume, in denen der Gott der Heilkunst sich mit Ratschlägen und Rezepten äußert.⁹

Insgesamt scheint Platon das Träumen zwar für wichtig zu halten, aber er nimmt es doch leicht. Eine regelrechte *Theorie* des Traums liegt in Sokrates' Einwand der Verwechselbarkeit der sinnlichen Wachwelt mit der Sinnlichkeit der Traumwelt sicher nicht verborgen. Allenfalls ein Hinweis: Traum und Wachwirklichkeit sind auf eine durchaus vergleichbare Art sinnlich mächtig. Und das Traumerleben ist dem Wachleben komplementär. Allgemeine Auskünfte zum Traum mischt Platon am ehesten in den Dialog *Timaios* hinein. Hier enthält eine – allerdings nicht von Sokrates, sondern von seinem Gesprächspartner Timaios vorgebrachte – Rede über die Entstehung der Welt unter anderem auch einige Auskünfte zum Ursprung des Träumens: Die Götter schaffen den menschlichen Kopf mit Licht gewährenden Augen, durch die das Sehen hinaus- und das Tageslicht hineinströmt. Erlischt nachts das Licht, so schlafen wir und sperren das innere Feuer ein, das in tiefer Ruhe für wenige, in leichter Ruhe aber für lebhaftere Bilder sorgt. Haben wir im Schlaf noch Körperbewegungen, »dann erzeugen sie, je nachdem wie beschaffen sie sind und an welcher Stelle sie zurückbleiben, nach Art und Anzahl ihnen entsprechende Bilder, die innen nachgestaltet werden und dem Erwachten außen im Gedächtnis bleiben.«¹⁰

Nach dem Erwachen erinnern wir das innere Feuer wie im Spiegel – nämlich verdreht. Timaios' mythisch anmutende Erklärung des Träumens wird durch weitere archaische Elemente ergänzt: Die Götter hätten den Menschen die Seherkraft – die Kunst der Mantik – verliehen, das bewiese sich dadurch, dass der Mensch eine solche Kraft im Wachen gar nicht besitze, sondern allenfalls, »wenn er im Schlaf in der Kraft seiner Vernunft behindert ist oder aufgrund einer Krankheit oder einer göttlichen Besessenheit von Sinnen ist«. Im Wachzustand, heißt es im *Timaios* weiter, müsse der Verständige aber »die Aussagen, welche die

9 Vgl. zur Praxis dieser sogenannten Inkubation, des rituellen Anforderns von Hinweisträumen, Walde 2001, S. 34 ff.

10 Platon ca. 365 v. Chr., 45 e–46 a.

Sehergabe oder die göttliche Besessenheit im Schlafe oder im Wachen gemacht hat, sich in das Gedächtnis zurückrufen und alle Erscheinungen, die gesehen wurden, durch nüchterne Überlegung zu unterscheiden« suchen – im Hinblick darauf, »in welcher Weise und wem sie etwas bevorstehendes oder vergangenes oder gegenwärtiges Gutes oder Übles anzeigen« (vgl. 71 e–72 a).

Der Hinweis auf die Götter zielt zum einen auf die Herkunft des Träumens. Platon charakterisiert vor allem aber die Beschaffenheit jenes Zustandes, in der man sich im Traum befindet: Man ist dann selbst dem Göttlichen nahe. Wo die menschliche Wachvernunft Grenzen hat, da eröffnet sich in Traum, Rausch und Entrückung ein Stück Teilhabe am göttlichen Sehvermögen. Dabei liegen die Träume keineswegs in einem Jenseits. Vielmehr bestehen die Ordnung des wachvernünftig begrenzten Blicks und die Ordnung des Traumgesichts nebeneinander, und die Schwelle zwischen ihnen ist vor allem praktischer Natur. Zum einen ist da das Einschlafen, konkret: das Schließen der Lider. Und zum andern gibt es da das Erinnern, welches die Traumerfahrung ins Wachleben zurückrufen kann. Dort allerdings besitzen wir dann nichts als den Wachverstand, um mit dem Erinnerten umzugehen. Die beiden Formen des Sehens, die Timaios ausmalt, die göttliche Seherkraft und der wache Blick des ins Außenlicht getauchten Auges, bleiben definitiv getrennt. Sie lassen sich nicht gleichzeitig erleben.

Eine Physik der Traumerfahrung

Platons Form der Weltgewissheit schließt ein Nebeneinander der Erfahrungsordnungen mit ein: Wachwahrnehmung ist immer relativ. Ich kann mich ebenso wenig meines eigenen Wachseins versichern wie ich ausschließen kann, dass wir nicht gemeinsam die Realität vielleicht nur träumen. Auch Göttliches im Traum wird nicht ausgeschlossen, wenngleich Platon seinen Helden Sokrates als einen ausgesprochen wachen Kopf darstellt. Bedeutsame Träume kommen vor, aber warum sollte man sie nicht von unwichtigen Träumen unterscheiden können? Diesem mythisch ausgestalteten und womöglich ein wenig spielerischen Vor-

kommen des Träumens bei Platon steht die Traumtheorie des Aristoteles entgegen.

Von Aristoteles sind neben der Schrift *Über Schlafen und Wachen, De somno et vigilia*, die beiden frühesten ausführlichen Theorietexte über den Traum überliefert, die wir kennen. Beide Texte sind von einer kühlen, geradezu naturalistischen Denkweise. Sie stammen etwa aus dem Jahr 350 vor Christus und liegen ohne griechische Überschriften vor. Seit ihrer Übersetzung ins Lateinische lauten die Titel: *De insomniis* und *De divinatione per somnum*, also *Über Träume* und *Über Weissagungen im Schlaf*. Aristoteles verzichtet auf jeden göttlichen Ursprung des Traums. Was das Thema Götterbotschaften angeht, stellt er in *De divinatione* vielmehr unmissverständlich klar: »Im allgemeinen, da auch einige andere Lebewesen träumen, sind Träume nicht von den Göttern gesandt worden, und sie existieren auch nicht um dessentwillen; dämonisch sind sie aber durchaus, denn die Natur ist dämonisch, nicht aber göttlich.«¹¹

In *De insomniis* liefert Aristoteles selbst denn auch eine – wir würden sagen: physiologische Erklärung des Traums. Er kreist zunächst das Problem ein, in welchem Seelenteil wir eigentlich träumen. Die Möglichkeit, dass wir Träume »denken« oder anderswie kognitiv hervorbringen, scheidet er aus. Träume resultieren aus der Affektion des *wahrnehmenden* Seelenteils, nicht des meinenden oder des überlegenden. Träume kommen also aus unseren Sinnen. Obwohl sie Sinnesvorstellungen sind, funktionieren sie aber doch in einer anderen Weise, als wenn wir tatsächlich etwas wahrnehmen.¹² Träume entstehen nämlich gleichsam als Nachbild oder Nach-Eindruck.

Aristoteles erläutert das wie folgt. Sinneseindrücke affizieren unsere Wahrnehmungsorgane grundsätzlich länger, als der aktuelle Eindruck eigentlich dauert. Dass dies keine mystische Spekulation ist, sondern etwas, was man ohne weiteres selbst ausprobieren kann, macht er an einem Beispiel deutlich: Schließt man nach dem Blick in die Sonne die Augen, so bleibt ein inneres Bild. Dieser Nach-Eindruck verblasst nur langsam. Und während des Verblässens wird man sogar beobachten können, wie allmählich das ja schon nicht mehr wahrgenommene Vor-

11 Aristoteles ca. 350 v. Chr a, 463 b 12–463 b 15.

12 »So ist es klar, daß das Träumen (eine Affektion) des wahrnehmenden (Seelenteils) ist, dieses aber qua vorstellenden.« Aristoteles ca. 350 v. Chr b, 459 a 22.

stellungsbild die Farbe wechselt.¹³ Wir haben also zum einen Sinneswahrnehmungen, wir werden direkt affiziert. Aber die Affektion löst eine innere Dynamik aus, die sich keineswegs in der sofort gegebenen Wahrnehmungsvorstellung erschöpft. Aristoteles hat dafür eine Art wirbelphysiologische Erklärung: Sinneseindrücke affizieren uns in Gestalt von Schwingungen durch die Luft. Die im Wachen durch die Wahrnehmungs-Affektion erzeugten Schwingungen zirkulieren in unseren inneren Flüssigkeiten und tauchen später in Gestalt innerer Verwirbelungen wieder auf. Wie dieses Auftauchen besonders den Schlaf betrifft, präzisiert auch Aristoteles durch eine Theorie des inneren Wahrnehmens. Die kleinen inneren Wirbel im Gefolge der Sinneseindrücke sind im Wachen nicht spürbar, denn die Nach-Eindrücke sind sehr viel schwächer als die Aktualwahrnehmung. Wir bemerken diese feinen Resonanzen nur dann, wenn wir keine Aktual-Eindrücke haben, also im Schlaf.

»Denn tagsüber werden sie durch die Aktivität der Sinne und der Vernunft verdrängt und unsichtbar gemacht, wie ein kleineres Feuer neben einem großen und wie schwache Schmerzen und Lüste neben starken, wenn diese aber aufgehört haben, kommen auch die kleinen zur Oberfläche. Nachts werden (diese Bewegungen) infolge der Untätigkeit der einzelnen Sinne und ihres Unvermögens zur Aktivität, weil der Rückfluß der Wärme von den äußeren Körperteilen zu den inneren vor sich geht, nach unten zum Prinzip der Wahrnehmung geführt und erscheinen, wenn die Verwirrung zur Ruhe kommt.« (461 a 1–161 a 8)

Traum und Wachwahrnehmung hängen in diesem Wirbelmodell durchaus zusammen. Sie sind primär der Intensität nach unterschieden und als physische Begleiterscheinung des Wahrnehmens ist das Hervortreten des Träumens eine direkte Folge der Tatsache des Schlafs. Durch den Umstand des Schlafs – der nicht nur ein Umstand ist, sondern als Untätigkeit der Sinnesorgane und fehlender äußerer Wahrnehmung eigentlich die *Ursache* des Träumens – sind Traum und Wahrnehmung dennoch erkennbar zweierlei. Verwechselt man Traum und Wahrnehmung, dann muß man Schlaf und Wachen verwechselt haben. In diesem Falle hat man es aber nicht mit einer logisch unvermeidbaren Gleichwertigkeit der Welten als vielmehr mit einer physiologischen *Täuschung* zu tun.

13 Vgl. Aristoteles ca. 350 v. Chr b, 459 b 8–459 b 19.

Freilich können solche Täuschungen vorkommen, das räumt Aristoteles ein. Die Unterscheidung von Traum und Wahrnehmung ist also zwar verlässlich, aber nicht völlig sicher. Es gibt ja aber auch in der Wahrnehmung Täuschungen – Aristoteles zählt einige auf: Durch räumliche Entfernung von Objekten erscheinen diese kleiner, als sie wirklich sind (die Sonne z.B. erscheint uns fälschlicherweise nur als Scheibe oder Ball). Oder: Wenn wir dicht unter dem Auge an den Augapfel drücken, können wir Doppelbilder erzeugen, die ebenfalls Wahrnehmungstäuschungen sind (vgl. 461 b 32–462 a 4).

Insgesamt erscheint auch in Aristoteles' wirbelphysiologischer Erklärung der Traum als ein gesondertes, aber ein ziemlich normales, und zwar ein körperliches Phänomen. Zu einem funktionierenden Körper gehören eben auch Formen der Vorstellung, welche nicht direkte Wahrnehmungen sind. Zumeist pflegt uns die Seele auch zu sagen, dass wir träumen, wenn wir träumen. Denn, das setzt Aristoteles am Ende von *Über Träume* noch hinzu: Es gibt ja neben den Träumen noch weitere Vorstellungen, die man haben kann. Erinnern wir uns etwa sehr genau an das, was wir beim Einschlafen und Aufwachen erleben: Bereits dann – also vor dem eigentlichen Einschlafen – kann es vergleichbare Bilder und Erscheinungen geben. Zumal jüngeren Leuten, so Aristoteles, »erscheinen, auch wenn sie im Dunkel die Augen weit aufsperrten, viele sich bewegende Bilder, so daß sie häufig aus Angst das Haupt bedecken« (462 a 13–462 a 15). Solche Eindrücke sind noch nicht Träume, gehen aber auch auf die Bewegung der Wahrnehmungsorgane zurück. Dergleichen kann die Seele aber auseinander halten. Es gehört – wie die Wahrnehmungstäuschung oder auch die Vorstellungen, die man hat, wenn man krank ist – zur Funktionsweise unserer Seele hinzu.

Das für Aristoteles zentrale Kriterium der Unterscheidung von Traum und Wachen ist ein pragmatisches. Es weicht dem platonischen Paradox der jeweils aktuellen Indifferenz von Traum- und Wacherleben aus: Letztlich unterscheidet sich der Traum vom Wahrnehmen und auch von allen möglichen weiteren Vorstellungen dadurch, dass er *im Schlaf* stattfindet. Der Schlaf wiederum ist ein Zustand, den alle wahrnehmenden Lebewesen kennen. Ihre Seele hat regelmäßig Regenerationsbedarf, wie die schon erwähnte Schrift *Über Schlafen und Wachen, De somno et vigilia*, ausführt. Allerdings ist nicht ausgeschlossen, dass wir hin und wieder auch echte Wahrnehmungen im Schlaf haben können. Auch

dazu führt Aristoteles Beispiele an. Zwar erklärt er nicht, wie Wachwelt und Träumen in diesem Fall ineinander geraten können. Gleichwohl ist sein Ansatz klar. Das, was wir Träumen nennen, umfasst alle nicht direkt wahrgenommenen, sondern nur als nachträgliche Wirbel von Wahrnehmungen noch vorhandenen kleineren Vorstellungsbewegungen – und zwar diejenigen während des Schlafs. Eine einfache und auch einigermaßen widerspruchsfreie physiologische Erklärung.

Aristoteles beschäftigt sich in der Schrift *De insomniis* überdies mit dem Problem der Weissagung im Schlaf. Eine religiöse oder sonstwie metaphysische Erklärung für Träume, die den Charakter von Vorzeichen haben, lehnt er erneut rigoros ab. Nicht zuletzt – so sein Argument – würden die Götter Träume doch wohl kaum wahllos noch an die unbeachtlichsten Menschen senden. Kämen Träume von den Göttern, so würde nicht jeder Träume haben. Sondern es würden wohl nur die besten unter den Menschen durch das Träumen geehrt.

Träume sind also etwas Profanes. Dennoch sind die konkreten Traumvorstellungen für Aristoteles unter dem Gesichtspunkt der Weissagung der Beachtung wert. Traumvorstellungen können ja – als Nach-Eindrücke, die sie sind – auf indirektem Wege an Weltzuständen teilhaben, die sich in ihnen körperlich bezeugen. Sofern sie dies tun, sind die Traumvorstellungen Zeichen, wenngleich Zeichen »von Dingen, welche nicht stattgefunden haben«¹⁴, denn direkte Wahrnehmungen sind sie ja nicht.

Wohlgemerkt: Aristoteles spricht hier nicht allein von den Traum*inhalten* als zeichenhaft, denn für ihn sind Form und Inhalt nicht getrennt. Was den Zeichencharakter der Träume angeht, ist Aristoteles also erneut ganz nüchtern. Träume sind nicht etwa per se bedeutsame Zeichen. Sie sind nicht immer Zeichen von etwas, sondern erst einmal sind sie gleichsam *leere* Zeichen, die sich auf Nichtstattfindendes beziehen. Aus »Nacheindrücken« besteht der Traum auch nicht in dem Sinne, dass alle diese Eindrücke von etwas, das nicht aktual passiert, auf etwas zurückgehen, das schon geschehen ist. Durchaus möglich sind Träume, die eine andere Sorte des Nichtstattfindenden, nämlich Zukünftiges zeigen. Auch diese Empfindlichkeit der Seele für Eindrücke, die durch erst noch Kommendes ausgelöst werden, ist für Aristoteles nichts irgendwie

14 Aristoteles ca. 350 v. Chr. a, 463 b 31.

Besonderes oder Nobles. Im Gegenteil: Es sei erwartungsgemäß eher so,

»daß es die gewöhnlichen Leute sind, die die Zukunft voraussehen. Denn das Denkvermögen derartiger Leute ist nicht zum Nachdenken geneigt, sondern gleichsam verlassen und aller Dinge leer, und wenn es bewegt wird, läßt es sich vom Bewegenden mitführen.« (463 a 23–463 a 25).

Auch hier ist wieder die Logik der Überlagerung des Schwächeren durch das Stärkere am Werk: Wenn das Denkvermögen vergleichsweise leer ist, wird es leichter bewegt bzw. dringen die kleinen, unwillkürlichen Vor-Eindrücke eher hervor. Wer nicht viele Vorstellungen zur Zukunft hegt, dessen inneres Sensorium ist weniger belegt als dasjenige des Gebildeten, dessen Denken sich angestrengt auf die Zukunft richtet.

Künftiges kann im Traum also auftauchen. Verlässliche Zukunftsvoraussagen hält Aristoteles gleichwohl für unmöglich. Denn Träume sind unklar. In ihnen geht alles durcheinander, sie sind verworren. Deutungsversuche sind folglich möglich, aber sie werden unergiebig bleiben. An der fehlenden Verlässlichkeit der Deutungen läßt sich nichts ändern. Die Traumauslegung ist daher zwar keine unmögliche, aber eine unvernünftige Kunst.

Was nach Aristoteles allerdings vorkommt, sind geträumte Botschaften nicht aus der Zukunft, aber aus der Ferne. Man kann etwas träumen, das rund um eine Person, die sich anderswo aufhält, so tatsächlich gerade stattfindet oder stattgefunden hat. Voraussetzung solcher Träume ist, dass man der fraglichen Person sehr nahesteht. Denn wessen Bewegungen man sehr gut kennt, dessen durch die Luft weiter gegebene Bewegungs-Nachschwingungen teilen sich der Seele noch über größere Entfernungen hinweg mit. Oder genauer: Dessen Bewegungen spüren wir in der Nacht aus dem Durcheinander der kleinen physischen Schwingungen und Wirbel gleichwohl heraus. Diese bemerkenswerte Überzeugung des Aristoteles von der Fernwirkung physischer Vertrautheit dürfte eine im 4. Jahrhundert v. Chr. vielfach geteilte Gewissheit sein. Die Seele ist tatsächlich eingelassen in eine Art Schwingungs-Physik. Sie ist empfindlich noch in den Nach-Eindrücken mit der Welt verbunden und sie unterscheidet am feinsten und klarsten, was sie begehrt und kennt. Die Möglichkeit der Fern-Träume ist nichts Metaphysisches. Aristoteles erklärt sie materialistisch: Traumvorstellungen

sind stofflich – wie die Wahrnehmung auch. Der Gedanke des Fern-Traums bettet freilich die liebende Vertrautheit mit jemandem in den physikalischen Kosmos mit ein: Noch weit weg voneinander kann man sich nah genug sein, um die feinen Schwingungen, die der Andere physisch auslöst, in der Stille der Nacht zu fühlen – als Traum.

Traumtheorie und Traumgebrauch

Aristoteles konstatiert nüchtern die physiologische Grundbedeutung des Traums. Das Phänomen ist Produkt innerer Wirbeleffekte, die im Schlaf, wenn äußere Wahrnehmungen fehlen, zu spüren sind. Ein Traum kann unmittelbar einen physischen Zustand anzeigen, aber es eignet ihm auch jene im Prinzip mehr oder weniger unbestimmte Zeichenqualität: Er bietet Reste der um Vieles stärkeren Eindrücke vom Tag sowie überhaupt Nach-, Vor- und Ferneindrücke: zumeist leerlaufende, wenig aussagekräftige Zeichen.

Die aristotelische Theorie klingt, als gehöre das Träumen aus Sicht des griechischen Denkens einfach beiseite geschoben – eben weil es sich »nur« um eine Körpererfahrung handelt. So verhält es sich aber nicht. Denn gerade dass es sich bei Traumphänomenen um eine Seite des direkten leiblichen In-der-Welt-Seins handelt, heißt aus antiker Perspektive, dass man es ernst nehmen muss. Weder Platon noch Aristoteles trennen – wie es in späteren Zeiten geschehen wird – einen »Geist« vom »Körper« ab. Aus antiker Sicht ist der Körper nie »bloß« ein Körper. Zwar ist er sterblich und insofern von der (wohl) unsterblichen Seele unterschieden. Als beseelter Körper ist er aber dennoch das Medium von Kultur schlechthin. Er ist *das* Feld des Aktiven, der Kraft überhaupt – und auch *das* Gravitationszentrum für Schulungen aller Art, sei es in Haushaltsfragen (rund um Gesundheit, Wohlstand, Herrschaft), sei es in Fragen der Künste/Techniken oder auf dem Weg zur Tugend (in Ethik, Liebe, Freundschaft, Politik).

Jenseits philosophischer Theoriebildung wie auch abseits von rituellen Tempelbesuchen war das Träumen daher im alltäglichen Leben relevant – eben nicht *obwohl*, sondern *weil* man das Schlafen und das Träumen als eine leiblich-gegenwärtige Sache betrachtete. Für die klassi-